

Unterhaltungs-Blatt.

Erscheint wöchentlich einmal als unentgeltliche Beilage der „Ostdeutschen Presse“ und deren Separatabdrücken.



Verlag und Rotationsdruck der Gruenauer'schen Buchdruckerei Otto Grunwald. Verantwortl. Redakteur Karl Bendisch, Bromberg.

Bromberg, Donnerstag, den 2. Juli 1903.

(Nachdruck verboten.)

Gelöste Rätsel.

Kriminalroman von Theo von Blauensee.

(Fortsetzung.)

Auch Pedro und Hans lasen den Inhalt durch. Als sie sich von der Plakatsäule entfernt hatten, sagte Hans zu Pedro:

„Willst Du Dir nicht die 100 oder die 1000 Mark verdienen?“

„Wozu?“ war die Antwort. „Wir bekommen doch auch ohne diese Gefälligkeit 50 000 Mark.“

Nach zwei Tagen erhielt Pedro eine Zustellung der Lebensversicherungsgesellschaft. Als er sich darauf in dem Bureau einfand, wurden ihm die 50 000 Mark in barem Gelde ausgehändigt. Als er dann das Geld in Händen hatte, besuchte er nochmals das Bureau Brauns und erkundigte sich, ob man denn immer noch keine Spur entdeckt habe.

„Leider nicht!“ war die Antwort darauf.

„Aber als Sie mich besuchten, sagten Sie doch, so viel ich mich wenigstens erinnern kann, Sie wären den Tätern bereits auf der Spur!“

„Hm! Das mag ich wohl gesagt haben!“ erwiderte Braun darauf etwas verlegen, „wir hatten falsch vermutet.“

„O! Das ist allerdings schlimm!“

„Nun, das kann dem scharfsinnigsten Detektiv passieren!“ fügte dieser entschuldigend hinzu.

„Natürlich!“ stimmte jetzt Pedro bei. „Ich hatte gewissermaßen eine Befriedigung in der Hoffnung, es würde den Täter bald die wohlverdiente Strafe treffen.“

„Auch dieser Mord wird gerächt. „Es ist nichts so fein gesponnen, es kommt doch noch an die Sonnen“, sagt ein Sprichwort.“

„Das ist auch mein Trost“, setzte Pedro leicht hinzu und fragte dann: „Wer war der andere Herr, der Sie damals begleitete? Sie hatten wohl vergessen, mir ihn vorzustellen.“

„Ach ja! Das kann möglich sein. Es gibt ja so schrecklich viel Arbeit!“

„Ich begreife! Ich will Sie auch nicht mehr länger stören.“

Hierauf entfernte sich Pedro, nachdem sie noch eine Anzahl Höflichkeitsphrasen ausgetauscht hatten. Pedro nahm nun seinen Weg in das Hotel zurück, Braun fertigte Steckbriefe nach dem unbekanntem Mörder mit dem bekannten Signalement aus.

Nach dem Fortgange Pedros machte Braun sich Vorwürfe darüber, ob er diesem nicht den ersten Verdacht hätte mitteilen sollen, um sich dabei zu entschuldigen; denn dieser Pedro war entschieden der lebenswürdigste Mensch, der ihm jemals begegnet war.

Als Pedro im Hotel eintraf, fand er Hans auf dem Divan liegen, der einen großen, langen schmalen Zettel in Händen hatte und laut vor sich hinsprach: „Sechs Flaschen Pommeroy macht 90 Mark, vier zerbrochene Gläser 8 Mark, vier Kaviarbrötchen 4 Mk., 2 Duzend Austern 7 Mark — — —“

Er hatte das Eintreten Pedros gar nicht bemerkt und schaute erst auf dessen Frage, was er denn hier treibe, verwundert auf und meinte wegwerfend:

„So so, Du bist es!“

„Ich komme eben vom kleinen Braun!“

„Du hast ihn doch in meinem Namen begrüßt?“

„Das habe ich wohl bleiben lassen!“

„Nun?“ Hans sah Pedro erwartungsvoll an und machte mit Daumen und Zeigefinger die Bewegung des Zahlens.

„Bar 50 000 Mark. Hier!“ Pedro klopfte dabei mit der Hand an die Stelle seiner rechten Brusttasche.

„Gut! Dann kannst Du ja die Rechnung bezahlen, wenn Du willst.“

„Wie hoch ist sie?“

„Die taxieren den Brasilianer schwer ein. 420 Mark und 20 Pf.“

„Das ist ja jetzt eine Kleinigkeit. Gib her!“

„Du Schaf!“ schrie ihn jetzt Hans an und sprang aus seiner liegenden Stellung auf. „Ich glaube wirklich, Du wärst so dumm und würdest bezahlen, weil Du nun ein paar Brotpfennige hast!“

„Gib die Rechnung her!“

„Na, da stürz Dich in Dein Elend. Ich wollte mir bis zu Deiner Ankunft die Zeit vertreiben und las die einzelnen Posten durch. Es ist dies ein so wonniges Gefühl, die Summen zu lesen in dem Bewußtsein: Du zahlst ja doch nichts.“

Pedro nahm ihm die Rechnung ab und zündete sie mit einem Streichholz an.

„So bezahle ich!“ sagte er dabei.

„Na, hast den Verstand also noch nicht verloren!“

„Jetzt hätten wir hier eigentlich nichts mehr zu suchen.“

„Als zu verduften!“

„Besorge alles! Ich gehe einstweilen in die Restauration!“

„Wird gemacht! Die alte Wäsche und die beschmutzten Anzüge . . .“

„Küßt Du zurück!“

„Sehr schön.“

Pedro schritt nun in das Restaurationslokal und ließ sich ein Glas Bier bringen. Dann vertiefte er sich in die Lektüre einer Zeitung.

Nach etwa einer halben Stunde erschien auch Hans. Er trug ein kleines zusammengeschnürtes Päckchen unter dem Arm. Er nahm neben Pedro Platz und sagte lediglich: „Fertig!“ worauf ihm dieser zunickte.

„Was hat denn der Braun eigentlich gesprochen?“ begann Hans darauf.

„Den brachte ich in große Verlegenheit.“

„In Verlegenheit? Wieso?“

„Ich erinnerte ihn daran, daß er mir gegenüber behauptet habe, er hätte bereits einen bestimmten Verdacht. Da wand er sich in allen möglichen Ausflüchten, wie Irrtum, Versehen und so weiter. Wenn ich noch mehr in ihn gedrungen wäre, dann hätte er mich vielleicht noch um Entschuldigung gebeten.“

„Herrgott! Das wäre der Gipfelpunkt einer fabelhaften Frechheit gewesen.“

„Wenn er es getan hätte, ich würde ihn daran nicht gehindert haben!“

„Glaub' es!“

Pedro zahlte nun sein Glas Bier und die beiden entfernten sich sodann durch die Tür der Restauration. Auf der Straße bestiegen sie eine Droschke und fuhren davon.

VI.

Blamiert.

Seufzend saß Braun über seine Akten und Schreibereien gebeugt. Wohl schon mehr als ein Duzendmal hatte er alle Aussagen und Notizen durchgelesen, aber dies half alles nichts. Der Mörder war eben nicht zu finden.

Was aber war schuld? Vielleicht er selbst. Er hatte sich gleich von Anbeginn in den falschen Verdacht hineingeböhrt, mit seiner bekannten Starrköpfigkeit hatte er Behauptungen aufgestellt, war diesen nachgegangen und hätte, wenn er nicht die nötige Ruhe besessen hätte, bald noch einen Ehrenmann auf einen geradezu lächerlichen Zufall hin des Mordes beschuldigt. Denn daß Pedro Serrao ein Ehrenmann sei, das stand für ihn fest.

Dieser mußte unschuldig sein. Er erinnerte sich noch genau, in welcher gutmütigen, freudigen Tone dieser rief: „Fritz, komm nur herein!“ Er hatte seinen Freund Monnard erwartet. Und diesen Ehrenmann hatte er verdächtigt!

Braun schlug sich vor die Stirne.

Unangenehm war nur, daß er auf diese Weise jegliche Spur verlor und es so immer unwahrscheinlicher wurde, den Mörder zu entdecken. Auch hätte er in keinem so zuversichtlichen Tone mit dem Kommissär reden sollen. Jedenfalls hatte er sein ganzes Renommee durch diesen Streich verscherzt.

Seit der Mordtat hatte er schon wiederholt selbst in den gefährlichsten Lokalen, die in der Umgebung der Mordstelle lagen, Untersuchungen und Razzias vorgenommen. Aber das Resultat war und blieb immer dasselbe.

Es wurde dem so tüchtigen Arbeiter die Tätigkeit verleidet. Er hatte seit diesem Fehler jeden Scherz verlernt. Nur sein rasloser Fleiß und sein Ehrgeiz stachelten ihn immer und immer wieder auf.

So saß er nun wieder vor den Akten und grübelte nach. Es erschien ihm als der einzige erklärliche Grund, den Kopf zu beseitigen, das Bestreben, auf diese Weise die Gerechtigkeit irre zu führen.

Lange saß er so, vor sich hinbrütend. Ein Poehen an der Türe ermahnte ihn, wieder zur Wirklichkeit zurückzukehren, und er rief: „Herein!“

Kommissär Seidel trat in das Zimmer.

„Ah! Schon wieder bei dem Fall Monnard! Das ist eine verteuflerte Geschichte! Was?“ begann dieser sofort.

„Allerdings!“ stimmte ihm Braun bei und fuhr fort: „Es ist alles wie abgehackt. Ich kann den Faden nicht finden?“

„Ruhig, alter Freund! Einmal kann sich der gewandteste Kriminalist vergaloppieren!“

„Ein schlechter Trost!“ meinte Braun dazu.

„Wer weiß, ob Sie nicht doch noch den richtigen Anschluß finden?“

„Eigentlich müßte es sein!“

„Es muß der Mörder aber auch ein verdammt geriebener Bursche sein. Nicht das Geringste blieb zurück, das von ihm hergerührt hätte.“

„Es ist nichts dabei zu machen!“

„Allerdings nicht!“

Braun stand von seinem Platze auf und ging unruhig und nervös im Bureau umher.

„Sie erlauben doch, Herr Kollege, wenn ich die Akten etwas durchsehe?“ fragte der Kommissär, setzte sich an den Platz Brauns und blätterte in den Aktenstücken herum.

Braun sagte nichts dazu. Seine Zimmerpromenaden wurden immer rascher und heftiger. Von seinen festen Tritten hallte der Boden. Plötzlich blieb er vor den aufgespeicherten Mordwaffen stehen und sagte, auf diese hinzeigend:

„Ich wollte, die Waffe, mit der der Mord ausgeführt wurde, läge schon unter diesem Gerümpel.“

„Glaub's!“ brummte der Kommissär vor sich hin, der sich bereits in den Akteninhalt vertieft hatte.

Braun ging nun wieder auf und ab — wobei er die Hände auf den Rücken gelegt hatte. Bei diesen weit ausschreitenden Tritten brummte er dann immer irgend ein Wort, das sich eben aus der logischen Reihenfolge seiner Gedanken verirrt hatte, vor sich hin.

Vor dem offenen Fenster machte er wieder Halt. Er sah in den Gefängnishof hinunter und rief dann dem Kommissär zu:

„Sehen Sie, dort unten geht eben der schwarze Roter, der den Doppelmord in der Karlstraße verübte. Wer hatte bei diesem Fall jemals daran gedacht, daß man den Mörder entdecken würde. Schließlich konnte ich ihn dennoch finden.“

Der Kommissär sah von den Akten auf, blickte auf Braun und sagte:

„Halten Sie es schließlich nicht doch für möglich, daß dieser Pedro da den Monnard ermordet hat?“

„Nein!“

„S'm! Ich ließe den Kerl doch nicht aus den Augen. Eine Kontrolle würde ihm auch nicht schaden. Wer weiß, was in seinen Koffern alles zum Vorschein kommen würde!“

„Der kann es unmöglich sein! Haben Sie das Telegramm und die Aussage des Lotter gelesen?“

Der Kommissär nickte nur.

Momentan herrschte eine atemlose Stille im Zimmer.

Braun trommelte mit den Fingern auf der Fensterscheibe und sah dem Kommissär zu. Als dieser das letzte Aktenblatt durchgelesen hatte, stand er auf, schüttelte den Kopf und meinte:

„Aber sehr verdächtig ist dieser Herr Serrao.“

„Warum?“

„Haben Sie seine Papiere geprüft?“

„Ich hatte doch keinen Grund!“

Nachdenklich sah der Kommissär vor sich hin.

Braun begann hierauf: „Auf mich machte er den denkbar günstigsten Eindruck. Ich habe das erste Zusammentreffen mit ihm im Hotel gerade deshalb in meinem Bericht so ausführlich geschildert, damit auch nicht der geringste Zweifel darüber herrschen kann!“

„Ich habe es gelesen! Aber vielleicht haben Sie sich von ihm überraschen lassen, statt er sich von Ihnen!“

„Lächerlich!“

„Die 50 000 Mark hat er wohl schon erhoben?“

„Ich weiß es nicht!“

„Telephonieren Sie mal! Sie wissen doch den Namen der Gesellschaft?“

„Aber wozu?“

„Ob es ihm mit dem Geldeinkassieren wirklich so gleichgültig war, als er vorgab.“

Braun trat an das im Zimmer stehende Telephon, nahm die eine Hörmuschel zur Hand, während der Kommissär die zweite an sein Ohr drückte.

Rrrrr! schellte die Telephonglocke.

„Bitte 1749 Arcadia.“

„1749.“

Nun war nichts zu hören, als ein Summen und Surren wie aus weiter Ferne. Dann klang deutlich vernehmbar eine Stimme:

„Hier Arcadia. Wer dort?“

„Polizeidirektion!“

„Bitte?“

„Bei Ihnen war ein gewisser Fritz Monnard auf 50 000 Mark versichert. Dieser wurde vom 16. auf 17. ermordet. Wurde die Versicherungssumme bei Ihnen schon erhoben?“

„Zawohl! 50 000 Mark!“

„Danke! Schluß!“

„Schluß!“

Rrrrr. Wieder klingelte und rasselte die Glocke.

Der Kommissär trat vom Telephon weg, ebenso Braun.

„Also das Geld hat er schon erhoben!“

„Warum sollte er es denn nicht tun?“ wandte Braun ein. „Deshalb aber braucht er doch noch lange nicht der Mörder zu sein!“

„Deshalb allerdings noch nicht! Aber hatte er denn ein Recht, die 50 000 Mark zu erheben?“

„Das sind wohl zivilrechtliche Fragen!“

„Zugegeben! Aber sie werfen ein schlechtes Licht auf ihn!“

Braun wurde bereits ungeduldig und stieß nun hastig hervor:

„Ich sehe, Sie wollen ihn mit Gewalt zum Täter machen! Das Telegramm sagt doch deutlich genug, daß er am 16. morgens dort ankam und mit seinem Diener am 18. früh wieder abreiste.“

„Gut! Wenn er aber am 16. mittags nach München fuhr, dann war er gegen 10 Uhr bereits hier; er hatte also Zeit genug, mit Monnard zusammenzutreffen und den Mord zu verüben. Fuhr er nun am Morgen des 17. mit dem ersten Zug gegen 4 Uhr wieder ab, so war er zwischen 1 und 2 Uhr wieder in Frankfurt, konnte sogar noch in seinem Hotel dinieren und dadurch ein Mibi beibringen!“

„Sie kennen ihn nicht, diesen Serrao! Würden Sie mit diesem Manne sprechen, dann würden Sie sehr bald überzeugt sein, daß dies ein Ehrenmann vom Scheitel bis zur Sohle ist!“

Braun hatte erregt gesprochen.

„Aber ich finde keine andere Möglichkeit“, warf der Kommissär dazwischen.

„Ich auch nicht! Aber so viel Menschenkenntnis glaube ich denn doch zu besitzen, daß ich sagen kann, dieser kann eines Mordes für fähig erachtet werden, dieser aber nicht.“

„In der Praxis lernt man dies wohl, aber errare humanum est.“

„Hier kann ich mich nicht irren!“ ereiferte sich Braun. „Dieser Brasilianer ist ein Mann, der nicht nur zu jeder schlechten Handlung, sondern auch jeden schlechten Gedankens unfähig ist. Das hat Ihnen Braun gesagt, der Braun, dem noch kein Verbrecher entkommen ist.“

In diesem Augenblick wurden sie durch ein heftiges Klopfen an der Tür unterbrochen.

„Herein!“

In das Bureau trat ein fremder Herr, der sich auf Befragen als Max Forstmann, Direktor des Hotels „Hamburger Hof“, vorstellte.

„Sie wünschen?“ fragte Braun.

„Habe die Ehre mit Herrn . . .“

„Braun!“ unterbrach ihn dieser, der bereits ungeduldig wurde, weil der Angekommene nicht sofort sein Anliegen vorbrachte.

„Bei uns im Hotel war bisher ein gewisser Herr Serrao aus Brasilien.“

„Nun, was soll es mit diesem?“

„Er ist durchgebrannt mit einer Beschuldung von 420 Mark.“

„Was? Serrao durchgebrannt! Ja, ist das denn möglich!?“

Braun sank in seinen Stuhl zurück. Er war derart überrascht, daß er nichts mehr sprechen konnte.

Um so gesprächiger wurde nun Herr Forstmann.

„Dieser Serrao da mietete sich ein und sagte, er wolle längere Zeit, vielleicht mehrere Monate hier bleiben, man solle ihm alle vierzehn Tage die Rechnung schicken. Am nächsten Tage dann traf das Gepäck des Herrn ein, zwei große, schwere Koffer. Ich kreditierte ihm. Da er mir aber zu luxuriös lebte, schickte ich ihm nach acht Tagen schon die Rechnung, die 420 Mark betrug. Es war dies gestern früh. Gegen Mittag kam dieser Herr Serrao noch zurück, dann entfernte er sich mit seinem Diener. Letzterer trug ein kleines Paket unter dem Arm. Seit der Zeit kehrten sie nicht mehr zurück. Der Kellner machte mir kurz vorher Mitteilung. Ich betrat nun die Zimmer der beiden. Die Koffer standen noch an Ort und Stelle. Als ich wie zufällig einen davon in die Höhe hob, merkte ich, daß er sehr leicht war. Dasselbe war beim zweiten der Fall. Ich ließ sie öffnen und sie enthielten beide nichts als alte Wäsche und Kleider, die sie einmal bei einem Gelage auf ihrem Zimmer vollständig besudelt hatten.“

Hier endete Herr Forstmann, der die ganze Geschichte hastig hervorgesprudelt hatte.

„Was sagen Sie jetzt?“ wandte sich der Kommissär an Braun.

„Ich bin sprachlos!“ war die Antwort.

„Es ist mir unerklärlich“, begann jetzt der geschädigte Direktor wiederum, „daß diese Koffer beim Hertransport ein enormes Gewicht hatten, so daß zwei Mann nötig waren, um einen Koffer die Treppe hinaufzutragen. Jetzt dagegen sind sie so leicht und leer.“

„Sie werden wohl vorher schon Sachen fortgetragen haben.“

„Unmöglich!“ rief verzweifelt der Direktor aus. „Als der Kellner am Morgen die Rechnung in das Zimmer legte, versuchte er nochmals die Koffer zu heben. Er vermochte dies aber nicht. Nun verloren meine Leute keinen der beiden am Vormittag des gestrigen Tages aus den Augen. Der Diener verließ das Hotel überhaupt nicht. Dieser Herr Serrao entfernte sich, trug aber nichts bei sich. Erst als die beiden etwas nach Mittag gemeinsam das Restaurant verließen, hatte der Diener ein kleines Päckchen bei sich.“

„Begreifen Sie das?“ fragte der Kommissär.

„Mir steht der Verstand still! Mir ist, als hätte ich auch meinen Kopf verloren!“ jammerte Braun.

Der Kommissär lachte hierauf und sagte: „Jetzt habe ich keinen Zweifel mehr!“

„Zum Lachen aber ist das gerade nicht!“ rief Braun. Dann wandte er sich dem Direktor zu und sagte:

„Sie können gehen! Ich werde die Anzeige erstatten und dafür sorgen, daß beide stechbriefflich verfolgt werden.“

Der Direktor entfernte sich hierauf.

„Nun?“ fragte der Kommissär, als sie wieder allein waren.

„Nun?“ ahmte ihm Braun nach.

„Glauben Sie jetzt, daß dieser Serrao sehr wohl auch den Mord verübt haben kann?“

„Allerdings! Man braucht nur noch den Kopf.“

„Wie finden Sie die Manipulationen mit den Koffern?“

„Es muß dies ein Gaunerkniff sein, den ich selbst noch nicht kenne.“

„Ich auch nicht!“ gestand der Kommissär und setzte dann hinzu: „Wie aber soll man diesen Serrao jetzt des Mordes überführen?“

„Das ist wohl unmöglich. Er hat sein Alibi bewiesen, und der einzige Zeuge beschwört, daß dieser Pedro nicht der Bursche ist, der bei Monnard war.“

„Also gar nichts zu beweisen! Ich bin überzeugt, daß dieser und kein anderer der Mörder ist.“

„Mir scheint es wohl auch so!“ gab Braun zu.

„Na, auf grund dieses Hotelschwindels allein kann er ja schon stechbriefflich verfolgt werden!“

„Was ich sofort und unverzüglich anordnen werde!“ fügte Braun hinzu und begann sofort mit der Ausfertigung eines Stechbrieffformulars. Während er damit beschäftigt war, sagte er gegen den Kommissär gewandt:

„So viel aber steht fest, daß ich mich in diesem Falle unsterblich blamiert habe!“

Lachend meinte hierauf der Kommissär:

„Nun, die Scharte kann immer noch ausgewetzt werden.“

VII.

Im „König von Spanien“.

Auf der Freitreppe zum Hotel „König von Spanien“, eines der feinsten der Stadt München, standen etwas gelangweilt der Oberkellner und der Liftjunge. Der Hausbursche saß gähnend auf einer in der Empfangshalle stehenden Bank.

Als man vor dem Hotel plötzlich einen Wagen vorsahren hörte, sprangen alle drei wie auf ein Kommando aus der Halle hinaus auf die Straße. Dort hielt eben ein Zweispänner. Der Hausbursche öffnete sofort den Wagenschlag, um den beiden aussteigenden Herren behilflich zu sein, der Oberkellner verbeugte sich tief vor den Herrschaften, während der Liftjunge in ruhiger Pose sich lediglich als Zuschauer neben den Eingang stellte. Auf den ersten Blick sah man sofort, daß man sich in einem vornehmen Hotel mit gut geschultem Personal befand. Jede der Berrichtungen ging Schlag auf Schlag, keiner trat dem anderen dabei hinderlich in den Weg.

Die neu angekommenen Gäste betraten, nachdem der eine von ihnen den Kutscher bezahlt hatte, das Hotel. Der Oberkellner führte sie sofort in den Empfangsalon, in welchem das Fremdenbuch lag. Hier wurden sie von dem Portier empfangen, der die Anweisung der Zimmer zu besorgen hatte.

„Zwei Zimmer. Nebeneinanderliegend!“ befahl kurz einer der Gäste, ohne weiter auf die Höflichkeitsbezeugungen zu achten.

„Nummer 23 und 24; jeds pro Tag 10 Mark“, war die höfliche Antwort des Portiers.

„Nach dem Preise hatte ich nicht gefragt!“ sagte mit unwilligem Stirnrunzeln der Fremde. Dann trat er an das Fremdenbuch und schrieb in festen Zügen: „Wladimir, Graf Worodnowsky.“

Sein Begleiter kam nun gleichfalls hinzu, musterte lächelnd die Liste der anwesenden Gäste und trug im Buche ein: „David Cohnfeld, Komponist, Lemberg.“

Der Portier schellte hierauf dem Zimmermädchen, das bald hernach auch erschien und die Gäste in die ihnen angewiesenen Zimmer führte. Graf Wladimir aber betrat sein Zimmer nicht, sondern ging mit Cohnfeld in dessen Zimmer Nummer 24. Als sich die Tür hinter ihnen geschlossen hatte, sah Graf Wladimir seinen Begleiter lächelnd an und sagte: „Also David?“

„Du wünschst?“

„Bitte, Graf Wladimir!“ betonte dieser.

„Na, deshalb doch Freunde! Wladimir bleibt.“

„Gut! Aber sag Du mir doch, wie Du auf diesen verdammten Namen David Cohnfeld kommst?“

„Berechnung, mein Junge! Du wirst schon sehen!“

„Na, mir kann es ja egal sein“, brummte sein Freund, „wenn es Dir zur Abwechslung mal beliebt, den Juden zu spielen!“

„Alles mit Berechnung! Alles!“

„Ich bin neugierig, was das werden soll!“

Wladimir und David waren die aus dem Hotel „Hamburger Hof“ entschwundenen Pedro und Hans. Pedros Stirn zeigte jetzt keine Narbe mehr, und sein Gesicht war von bleicher Farbe, die ihm als Kontrast zu seinen schwarzen Augen ein interessantes Aussehen verlieh. Hans, nunmehr David, hatte kurzgeschorenes braunes Haar und glatt rasirtes Gesicht; er trug einen eleganten randlosen Zwicker.

„Jetzt wären wir also hier“, begann gähnend Wladimir wieder. „Wenn wir nur auch schon wieder fort wären.“

„Fort? Ich hoffe sogar, daß wir möglichst lange hier bleiben“, entgegnete David.

„Sind die Koffer besorgt?“ fragte nach einer kurzen Pause Wladimir.

„Natürlich! Mit Gewicht!“

„Was wollen wir jetzt tun?“

„Kleinen Bummel machen!“

„Mir auch recht!“

Die beiden verließen das Zimmer wieder. Wladimir warf einen prüfenden Blick in sein Zimmer, um sich über dessen Einrichtung und Bequemlichkeit zu vergewissern und schritt dann dem bereits vorausgegangenen David nach. Dieser begab sich in die Portierloge, wohin ihm Wladimir nachfolgte.

„Falls unser Gepäck ankommt, lassen Sie es sofort in die Zimmer schaffen!“ befahl David dem Portier, der dies zu tun versprach. Dann fragte David: „Im Hotel ist doch auch der Frankfurter Bankier Herr Aronstein?“

„Sawohl, gnädiger Herr!“

„So! Ist er mit einer seiner Töchter hier?“

„Gewiß! Eine kleine, untersekte, etwa 25 Jahre alte Dame. Emma, glaube ich, heißt sie.“

„So, Fräulein Emma! Ich habe den alten Herrn Aronstein schon seit langem nicht mehr gesehen. Hoffentlich sind sie beide, er und die lebenswürdige Gattin, gesund!“

„O, sehr sogar!“ betonte der Portier mit einem verschmitzten Lächeln.

David gab ihm ein Geldstück, das der Portier mit vielen Dankbezeugungen einsteckte. Ehe David sich dann entfernte, fragte er noch:

„Wissen Sie vielleicht, wo Herr Aronstein zu treffen ist?“

„Der ist mit Frau Gemahlin und Tochter in das Café Putzcher!“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Johann Thomsens Frühlingstraum.

Eine stille Geschichte von Reinhold Ortmann.

Seit beiläufig dreizehn Jahren lebten der Justizrat Volkmann und seine Bureauvorsteher Johann Thomsen auf dem Kriegsfuße. Und wenn man den Justizrat poltern hörte, mußte man sich schier wundern, daß er's noch immer mit seinem Bureauvorsteher aushielt — und der Bureauvorsteher mit ihm.

Denn es verging kaum ein Tag, wo der vielbeschäftigte Anwalt ihn nicht angeknäubt hätte.

„Mensch, Sie richten mich noch zu Grunde mit Ihrem weichen Herzen — Sie verderben mir meine Praxis — meine Klienten lassen sich das nicht gefallen. Dies ist wahrhaftig das letzte Mal, daß ich Ihnen zu Willen bin.“

Und dann setzte er regelmäßig mit einem wütenden Schnörkel seinen Namen unter den Fristschein, den Johann Thomsen mit seiner feinen, säuberlichen Handschrift irgend einem armen, vom Gerichtsvollzieher hart bedrängten Schuldner ausgestellt hatte. In des Bureauvorstehers magerem, bartlosem Gesicht aber zuckte keine Muskel. Und wenn am nächsten Tage wieder ein armer Bedrängter zu ihm kam, weil ihn der Justizrat mit einem Barschen:

„Lassen Sie mich mit solchen Geschichten in Ruhe — das müssen Sie mit meinem Bureauvorsteher abmachen,“ aus seinem Sprechzimmer gewiesen hatte, so wich er nicht um eines Haares Breite von seiner gewohnten Praxis ab.

Diese Praxis aber bestand darin, daß er dem Bittenden eine kleine Weile fest ins Gesicht sah, mit jenem klaren und ruhigen Blick, wie ihn zumeist nur einfältige oder gute Menschen haben, und daß er aus des Schuldners Gesicht zu lesen suchte, ob er einen Würdigen oder einen Unwürdigen vor sich habe; und wenn es ihn auch im ersten Augenblick manchmal bedünken wollte, daß es ein Unwürdiger sei — er brauchte nur lange genug hinzusehen, um zu einer besseren Meinung zu gelangen. Denn Johann Thomsens unscheinbare graue Augen hatten die wunderbare Fähigkeit, das Gute und Mitleidswürdige zu sehen, wo sonst niemand es sehen konnte, selbst in dem gedunsenen Antlitz eines Trunkenbolde oder in der finsternen, verhärteten Physiognomie eines Verbrechers.

„Ich werde Unannehmlichkeiten davon haben,“ pflegte er zu sagen, wenn die Musterung beendet war, „aber ich werde es in Gottes Namen versuchen.“

Und dann hörten die angstvoll Harrenden draußen im Schreiberzimmer, wie ihn drinnen der Justizrat anschnaubte und ihm drohte, daß es ganz gewiß das allerletzte Mal sein sollte, daß er ihm zu Willen sei. Und sie zitterten vor Furcht, bis der Bureauvorsteher mit seinem gewöhnlichen stillen Gesicht herauskam und ihnen den unterschriebenen Fristschein überreichte, mit dem manchem von ihnen geholfen war und manchem auch nicht, je nachdem es nun Würdige oder Unwürdige waren.

So ging es seit beiläufig dreizehn Jahren, in welcher langen Zeit der Justizrat sehr dick und Johann Thomsen sehr dürr und hager geworden war. Hier und da brummte wohl mal ein Klient wegen der übergroßen Langmut und Nachsicht des Anwalts gegen die Schuldner, aber es war doch bisher sehr selten vorgekommen, daß einer mit solcher Entschiedenheit auftrat, wie der vierschrötige Kohlenhändler Lorenz, der nebenbei ein großer Grundstückspekulant war und deshalb viele fette Prozesse zu vergeben hatte. Je öfter er sich bei diesen großen Prozessen in Geduld fassen mußte, desto ungeduldiger war er bei den kleinen, die er gegen die säumigen Zahler aus seiner Kleinkundschaft führte. Und heute, nach einer wichtigen Konferenz mit dem Justizrat, trat er

an das Pult des Bureauvorstehers, um mit seiner mißtönigen, heiseren Stimme zu sagen:

„Aber das bitte ich mir aus, Herr Thomsen, daß hier in Zukunft keine Fristen mehr erteilt und keine Versteigerungstermine mehr hinausgeschoben werden. Es ist kein Kunststück, auf fremder Leute Kosten den Großmütigen zu spielen. Ich gehe auf der Stelle zu einem andern Rechtsanwalt, wenn mir das noch einmal vorkommt. Haben Sie verstanden?“

Johann Thomsen sah ihn an, und diesmal wollte es seinen menschenfreundlichen Augen nicht gelingen, etwas Gutes in dem feisten, roten Gesicht da vor ihm zu entdecken.

„Ich habe verstanden, Herr Lorenz,“ murmelte er. „Es soll nicht mehr geschehen.“

Drei Tage später um dieselbe Zeit stand ein einfach gekleidetes, blasses Mädchen von neunzehn oder zwanzig Jahren vor dem Pult des Bureauvorstehers. Ihre Mutter war von dem Kohlenhändler Lorenz wegen einer Schuld von fünfzig Mark verklagt, und die Pfändung mußte allstündlich erfolgen. Sie bat mit gefalteten Händen um eine Frist von vier Wochen, innerhalb deren sie die Schuld in achttägigen Raten von ihrem Wochenverdienst abzahlen wollte. Es wäre längst geschehen, wenn sie nicht beide krank gewesen wären, die Mutter und sie. Nun aber sei sie wieder einigermaßen hergestellt und an ihrem redlichen Willen solle es gewiß nicht fehlen. Sie wäre zweimal bei Herrn Lorenz gewesen, um seine Nachsicht zu erbitten, aber er habe sich gar nicht sprechen lassen. Und der Justizrat habe ihr gesagt, sie solle das mit seinem Bureauvorsteher abmachen. Darum wende sie sich an ihn mit der inständigen Bitte, sie nicht in Verzweiflung fortzuschicken.

Zum ersten Male wich Johann Thomsen heute von seiner gewohnten Praxis ab. Statt der Bittstellerin in das liebevolle junge Gesicht zu sehen, starrte er unerblickt auf den Zahlungsbefehl, mit dessen Ausfüllung er gerade beschäftigt gewesen war, und es zuckte ihm in den Händen, als müsse er sich beide Zeigefinger in die Ohren stecken, um nichts mehr zu hören. Denn der Klang der weichen, von Tränen halb erstickten Mädchenstimme schnitt ihm ins Herz, und er brauchte keine physiognomischen Studien anzustellen, um zu wissen, daß sie seines Mitleids würdig sei. Aber er sah im Geiste des Kohlenhändlers rotes Gesicht, darin er so gar nichts Gutes hatte entdecken können, und sein lautes: „Haben Sie verstanden?“ klang ihm unablässig im Ohre wieder.

Als das junge Mädchen schwieg, weil es nichts mehr zu sagen wollte, um ihn zu rühren, räusperte er sich ein paar Male sehr stark, und nachdem er die Hand, die er halb unwillkürlich nach einem Fristscheinformular ausgestreckt hatte, wieder zurückgezogen, sagte er:

„Beruhigen Sie sich, Fräulein Lindner — ich werde Unannehmlichkeiten davon haben, aber ich werde Ihnen die Frist erwirken. Gehen Sie nur unbesorgt nach Hause — der Gerichtsvollzieher wird nicht zu Ihnen kommen. Und arbeiten Sie nicht zu viel, auf eine Woche mehr oder weniger wird es wohl nicht ankommen.“

Sie entfernte sich mit einem beglückten Dankeswort. Als sie draußen war, zog Johann Thomsen sein Portemonnaie aus der Tasche. Es war zum Glück erst der dritte des Monats, und er trug beinahe noch sein ganzes Gehalt mit sich herum. Er nahm ein Altesstück aus dem Repositorium und nachdem er eine Weile gerechnet hatte, zählte er zweiundsechzig Mark achtzig Pfennig ab und legte sie in das Schubfach für die täglichen Eingänge. Sein Portemonnaie war sehr leicht geworden, als er es wieder einsteckte, aber Johann Thomsens Herz war noch leichter. Er hatte kaum jemals ein vollkommeneres kalligraphisches Meisterstück zustande gebracht, als es die Postanweisung an den Kohlen-

Händler Lorenz war, die diesem noch am nämlichen Tage sein Guthaben an die Witwe Lindner nebst Auslagen und Zinsen übermitteln sollte.

Am folgenden Tage sah der Bureauvorsteher auf dem mittäglichen Heimwege aus der Kanzlei, daß die Kinder in allen Straßen mit Kreiseln spielten, und er hatte daran eine größere Freude, denn je zuvor. Eine lange Erfahrung hatte ihn nämlich gelehrt, daß weder die ersten Schneeglöckchen, noch die heimkehrenden Stare so zuverlässige Herolde des nahenden Frühlings seien, als die kleinen hölzernen Kreisel, die eines Tages wie auf ein geheimnisvolles Lösungswort in allen Teilen der Stadt gleichzeitig auf der Bildfläche zu erscheinen und den eiligen Passanten bei jedem zehnten Schritt zwischen die Füße zu geraten pflegen; sie waren ihm die Verkünder des Lenzes, und er liebte sie, wie andere die gelben Krokus und die blauen Märzveilchen lieben, von denen Johann Thomsen allerdings nur selten eines zu Gesicht bekam.

Aber er hatte niemals eine größere Freude an ihnen gehabt, wie gerade in diesem Jahr. Es war nun schon der sechs- unddreißigte Frühling, den er in dieser unvollkommenen irdischen Welt erleben sollte; doch irgend eine innere Stimme sagte ihm, daß dies der schönste sein werde, den er je gesehen. Er hatte durchaus keinen vernünftigen Grund, sich solcher Illusion hinzugeben, denn er war weder reicher, noch jünger oder gesünder, als in den früheren Jahren. Aber die Illusion war nun einmal da und sie ließ das Herz des Bureauvorstehers freudiger schlagen, sie straffte seine zusammengesunkene, dürre Gestalt, sie machte seinen schleppenden Schritt beinahe leicht und jugendlich elastisch.

Die ganze Woche hindurch stand er unter der Herrschaft dieser glücklichen Vorfrühlings-Stimmung. Die Lerchen in seiner Brust, deren Geschmetter niemand vernahm als er selbst, jubelten am lautesten in jener Nachmittagsstunde, da wieder das blaue junge Mädchen mit dem süßen, liebreizenden Kindergezicht neben seinem Pulke stand, um von ihrem Wochenverdienst die erste Rate der vermeintlich noch ungetilgten Forderung des Kohlenhändlers Lorenz zu zahlen.

Johann Thomsen hatte bis zu diesem Augenblick nicht gewußt, was für ein kapitaler Schauspieler in ihm steckte; denn auch der größte Mime hätte nicht überzeugender das höchste Erstaunen erheucheln können als er, da er erklärte, die erste Rate sei erst in acht Tagen fällig und er habe durchaus kein Recht, vorher eine Zahlung entgegenzunehmen. Er zitterte, daß sie trotzdem auf ihrer Absicht beharren könnte; aber es war eine grundlose Befürchtung gewesen, denn sie strich sichtlich erfreut das Geld, das sie bereits auf den Tisch gezahlt hatte, wieder ein.

„Das ist ein großes Glück“, sagte sie, denn meine Mutter bedarf dringend einiger Stärkungsmittel, die ich ihr sonst nicht hätte kaufen können. In acht Tagen also komme ich wieder.“

Ihre zarten Wangen hatten sich ein wenig gerötet unter dem Eindruck der angenehmen Überraschung, und sie sah den Bureauvorsteher so freundlich an, daß er sich zu seiner eigenen Verwunderung ein Herz faßte, nach Erledigung dieser geschäftlichen Angelegenheiten noch ein richtiges kleines Gespräch mit ihr zu beginnen. Er erkundigte sich nach der Natur der Krankheit, an der ihre Mutter litt, und da es zufällig dieselbe war, an der er vor Jahren eine Schwester verloren hatte, konnte er ihr aus eigener schmerzlich erkaufter Erfahrung verschiedene gute Rat schläge geben. Sie dankte ihm herzlich, und als sie sich nach einer Weile zum Gehen wandte, reichte sie ihm in reizender Schüchternheit die Hand. Es war keine weiche aristokratische Damenhand mit wohlgepflegten, polierten Nägeln, sondern eine feste, beinahe

harte Arbeitshand, aber Johann Thomsen hatte doch die Empfindung, daß er nie etwas Röstlicheres zwischen seinen Fingern gehalten. Und als die Thür der Kanzlei sich hinter dem jungen Mädchen geschlossen hatte, da schmetterten die Lerchen in seiner Brust so laut, daß er manchmal nahe daran war, mit irgend einem lustigen Liede in ihren Gesang einzustimmen.

Er hatte es doch gewußt, daß dieser Frühling schöner werden würde, als irgend ein früherer. Wenn er schon jetzt, wo nächtlich noch die Äquinoctialstürme tobten und kaum hier und da ein schüchternes Knösplein sich hervorwagte, so herrlich war, wie sollte es erst werden, wenn alles in den frischen Farben des neu erwachten Lebens prangte! Auf dem Platz, den Johann Thomsen täglich viermal passieren mußte, stand ein alter Gliederstrauch. Der war einer von den ersten, die ihre zarten Blattknösplein ans Licht zu bringen wagten; und jedesmal, wenn er an ihm vorüberging, liebte Johann Thomsen diese Knospen mit seinen guten einfältigen Augen. Der Justizrat aber sah seinen Bureauvorsteher des öfteren mit einem verwunderten Kopfschütteln an. Sauber und anständig hatte er sich ja immer gekleidet; daß er sich aber jemals zu einem hochmodernen Stehtragen versteigen und seinen guten schwarzen Bratenrock, der doch noch kaum mehr als sechs Jahre alt war, bei der Arbeit in der Kanzlei tragen würde, hätte er ihm nimmermehr zugetraut.

Am Ende fängt er noch auf seine alten Tage an, Geschichten zu machen, dachte der Justizrat. „Ich werde gut tun, ein etwas wachsameres Auge auf die Kasse zu haben.“

Aber Johann Thomsen dachte nicht daran, sich an der Kasse seines Prinzipals zu vergreifen. Er dachte überhaupt an nichts anderes, als an den Tag, da das liebliche junge Mädchen wiederkommen würde, und an den Vorwand, den er erfinden müsse, um die Annahme des Geldes abermals zu verweigern und sie doch zur Wiederkehr zu veranlassen.

Als der große Tage erschienen war, prangte er nicht nur im Glanze seines schwarzen Bratenrockes und seines riesenhohen Stehtragens, sondern er hatte sich auch eine gewaltige hochrote Kravatte zugelegt, die ihm der Verkäufer als das Modernste und Eleganteste vorgelegt hatte. Schön sah er in diesem Schmuck nicht gerade aus. Die jungen Schreiber stießen sich verstoßen mit den Ellbogen an und lüchelten in sich hinein, wenn sie zu ihm hinübersahen. Johann Thomsen aber hörte nichts von diesem Gefäch vor all dem Lerchenjubel in seiner Brust. Er war so voll Liebe für die ganze Welt, daß er es den festen Schreiberlehrlingen wohl auch verziehen haben würde, wenn sie ihm gerade ins Gesicht gelacht hätten. Gütig und freundlich sprach er zu jedem, der mit einem Anliegen zu ihm kam, und voll Freundlichkeit begrüßte er auch den stattlichen jungen Mann, der am Nachmittag eintrat, um nach dem Justizrat zu fragen.

„Er ist augenblicklich leider nicht anwesend. Aber vielleicht kann ich Ihnen dienen.“

„Wohl möglich. Ich bin der Bräutigam des Fräulein Lindner. Seit drei Tagen sind wir verlobt, und da ich weiß, daß ihre Mutter dem Kohlenhändler Lorenz 50 Mark schuldig ist, bin ich heute hingegangen, um sie dem Manne zu bezahlen. Der aber sagte mir zu meiner Überraschung, daß er das Geld schon vor vierzehn Tagen durch seinen Rechtsanwalt erhalten habe. Meine Braut kann sich das nicht erklären, und nun möchte ich gern wissen, wie die Sache zusammenhängt. Um nichts und wieder nichts zahlt doch kein Mensch die Schulden für einen anderen.“

Dem Bureauvorsteher flimmerte es vor den Augen, als ob plötzlich die ganze Kanzlei voll brennend roter Kravatten wäre. Nie in seinem Leben hatte er sich in solcher Verlegenheit befunden. Er stotterte etwas von einem Versehen, das da vorgekommen seit

müsse, und er knickte auf seinem hohen Schreibbock ganz in sich zusammen, als ihm der junge Mensch plötzlich die Hand auf die Schulter legte.

„Ich will Ihnen mal was sagen: Das war kein Versehen, sondern Sie haben das Geld aus Ihrer Tasche bezahlt. Meine Braut hat mir da ganz arglos erzählt, wie nett und freundlich Sie mit ihr gewesen sind. Wenn Sie ein ansehnlicher Mann wären, der einem Mädchen gefährlich werden kann, so würde ich wegen dieser Geschichte ein ernstes Wort mit Ihnen reden; aber so wie Sie aussehen, können Sie mir bloß leid tun. Und nun sagen Sie mir auf Heller und Pfennig, wieviel ich Ihnen schuldig bin, damit wir die Geschichte zu Ende bringen.“

Zehn Minuten später war Johann Thomsens Portemonnaie um 62,80 Mark schwerer geworden, aber noch viel, viel schwerer war ihm das Herz, und der Verhängnisfang darinnen war ganz verstimmt.

Er trug fortan weder moderne Stehfragen, noch rote Kravatten und der Bratenrock blieb säuberlich im Kleiderschrank. Aber auch um die Knospen an dem alten Fliederstrauch kümmerte er sich nicht mehr, und seine Haltung wurde wieder so gebeugt, sein Schritt wieder so müde und schleppend wie zuvor.

Es war ein kurzer Frühlingstraum gewesen, und nun war er ausgeträumt.

Aus aller Welt.

C. K. Der friedliche Serbe. Ein interessantes Charakterbild der Serben zeichnet der Engländer Herbert Vivian, der sich in seinem Buche „Serbia, the Poor Man's Paradise“ (Serbien, des armen Mannes Paradies) als ein ausgezeichnete Kenner des Volkes erweist. Daß das serbische Volk an den Verbrechen in Belgrad unschuldig ist, davon ist der Verfasser vollkommen überzeugt. Bei seinen Reisen in Bulgarien hat er nur mürriſche, verschlagene, boshafte und häßliche Gesichter gesehen; in Serbien dagegen fand er nur lächelnde, glückliche und zufriedene Menschen. Es gibt in Serbien weder reiche noch arme Leute. Keiner hat sehr viel Geld; aber dort braucht ein Mann auch nicht viel, denn er fertigt seine eigene Kleidung an, die Nahrung wächst ihm zu, und Geld braucht er kaum auszugeben. Er arbeitet nicht einmal schwer, da der Boden fruchtbar ist, die Schweine sich sehr schnell vermehren und bei warmem Wetter einige Stunden täglicher Arbeit genügen, um alle seine Bedürfnisse zu befriedigen. Er murrte nur darüber, daß er Steuern bezahlen muß. Für die Unterhaltung der Wege und ähnliche Einrichtungen arbeitet er lieber zwei bis drei Tage im Jahre, und bis jetzt hat die Regierung seine Wünsche beachtet. Um die Politik kümmert er sich nur vom ökonomischen Gesichtspunkt aus, und der radikalen Partei hat er nur deshalb angehört, weil die Führer der Radikalen in ihren Versprechungen am verwunderlichsten waren. Am Wahltag jedoch stimmt er, wie die Beamten es ihm eingeschärft haben. Während die Serben gern über Fortschritt, Zivilisation, Demokratie und ähnliche Ideale sprechen, bleiben sie doch das ausgesprochenste Beispiel des Mittelalters in der Welt. Das ist vielleicht am auffallendsten an ihrer wunderbaren Beobachtung des vierten Gebots. Der Familienvater genießt in seinem kleinen Gebiet alle Autorität und Achtung eines despotischen Königs. Ein Serbe träumt nicht davon, zu heiraten, zu kaufen, zu verkaufen, auszuwandern oder eine auch noch so unbedeutende Handlung zu begehen, ohne das Familienoberhaupt zu befragen. Man kann in Serbien noch große Haushaltungen von 70, 80 ja selbst 100 Leuten finden, die in völliger Freundschaft und Disziplin zusammenleben. Ein Mann, der nicht einmal der älteste sein muß, herrscht absolut über sie. Es beginnt damit, daß ein Mann mit allen seinen Kindern, Enkeln und deren Frauen zusammenlebt. Nach seinem Tode geht seine Herrschaft nicht notwendigerweise auf den ältesten Sohn über, sondern auf das einflussreichste und beliebteste Mitglied des Haushalts. Man findet, daß ein junger Bauer nicht nur seine Kinder, sondern seine Geschwister, Schwägerinnen, Vettern, Nousinen, Onkel und Tanten befehligt. Die Verdienste aller fließen in seine Tasche und werden nach seinem Urteil ausgegeben. Gibt er seine Einwilligung zur Heirat eines seiner männlichen Untertanen, so wird von der ganzen Familie ein neues Häuschen gebaut, und dort wohnt die junge Frau. Alle Mahlzeiten werden gemeinsam eingenommen und von den Frauen aufgetragen, die nachher die kalten

Überbleibsel essen dürfen. Die Stellung der Frauen ist ganz mittelalterlich. Ich bin oft zum Frühstück oder Mittag von einem wohlhabenden Landmann bewirtet worden, der vielleicht Mitglied des Parlaments ist; ich bin mit vielen Männern hereingekommen, die sich mit mir auf die besten Sofas und Stühle setzten, während Frau und Töchter, sogar die weiblichen Gäste, schüchtern an der Tür standen oder Bifore und Obstarmeladen hofen mußten, die einem Gast angeboten werden, sobald er das Haus betreten hat. Die vollkommene Unterwerfung der Frauen erhält sich natürlich nur bei der Landbevölkerung, die aber ¹⁰⁰ des Volkes ansmacht. Die Belgrader diplomatische Gesellschaft, die einen äußeren Anstrich westlicher Sitten hat, beschränkt ihre Höflichkeit gegen die Frauen auf bloße äußere Förmlichkeit und verteidigt instinktiv die Überlegenheit des männlichen Geschlechts. Bei den förmlichsten Gesellschaften in der Hauptstadt rauchen, spielen und amüsieren sich die Männer, während die Frauen gewöhnlich in einer Gruppe zusammenstehen und ohne Lebhaftigkeit schwagen. Da die Serbinnen gewöhnlich sehr schön sind, erklärt sich diese Haltung nur durch die langen Jahre der Unterwerfung durch die Türken. Geiraten sind Familienangelegenheiten, und die jungen Leute finden nur selten Gelegenheit zu vertrautem Umgang. Ist die Familie eines Mannes nicht groß genug, um sein Stück Land zu pflügen oder zu ernten, so ladet er alle seine Nachbarn zur „mobe“ ein, und sie kommen ihm dann zur Hilfe. Da die Serben sich nicht überarbeiten, finden sie Zeit zu allerhand unschuldigen Vergnügungen. Am beliebtesten ist das Tanzen. Beim nationalen „kolo“ bilden alle Frauen eine lange Kette und alle Männer eine zweite. Dann neigen sie sich beim Klange der Sackpfeifen oder einfältiger Instrumente in träumerischem, rhythmischen Schritt hin und her. Dieser Tanz ist sehr anmutig und verschiedenartig, er hat zahllose Schritte und Weisen, die zumteil politische Bedeutung angenommen haben. Bei Hochzeiten und anderen Lustbarkeiten ist eine Zigeunerkapelle notwendig, deren Musik sich von der Zigeunermusik in Ungarn sehr unterscheidet. Die Dirigenten der verschiedenen Kapellen sind sehr berühmt und verdienen viel. Die Phantasie ihrer Weisen ist aber auch eigenartig, und dabei sind sie unermüdet. Wenn sie nachmittags beginnen, werden sie immer leidenschaftlicher und spielen ohne einen Augenblick der Ruhe bis zum Tagesanbruch. Bei der Musik einer Zigeunerkapelle sieht man allerdings auch, daß den Serben, wie ihre Feinde behaupten, noch eine latente Wildheit innewohnt. Dabei hegen sie noch viele, halbheidnische Überzeugungen. Sie erzählen wunderbare Geschichten von Vampiren und menschlichen Wesen, die von Vampiren besessen sind und nachts schlafenden Kindern das Lebensblut ausaugen. Sie glauben auch blind an die „Willas“ oder Heinzelmännchen, die in den Bergen wohnen und armen Leuten Gutes tun. Wer die Serben kennt, muß sie lieben. Sie sind impulsiv und ziehen sich als Briganten in die Berge zurück, wenn sie einen Fehler begangen haben; sie sind übereift, unbefonnen und gedankenlos und haben viele Instinkte der Kinder. Aber sie sind immer edelmütig, und ihre Gastfreundschaft ist unbegrenzt; sie hegen niemals lange Groll, was für Kränkungen man ihnen auch zugefügt haben mag.

C. K. Überschwemmungen in Australien. Die furchtbaren Überschwemmungen, von denen Amerika öfter heimgesucht wird, geben einem Mitarbeiter der „Daily News“ den Anlaß, eine anschauliche Schilderung derartiger Naturereignisse in Australien, wo sie mit besonderer Gewalt und Häufigkeit auftreten, zu geben. „Ich weiß zwar“, schreibt er, „daß man hier allgemein glaubt, unsere Antipoden wüßten wenig vom Wasser; aber das ist ein Irrtum, Australien ist nicht das Land der Dürre und des Staubes, wie manche Schriftsteller es schildern. Zu Zeiten müssen die „Buschmänner“ den Gefahren von übergetretenen Flüssen trotzen, während in anderen Jahreszeiten Feuersnot und Wassermangel das Leben fast wertlos machen. Als ich einmal als Bursche auf einer Viehzüchterei an dem Ufer des Murray arbeitete, fischte ich an einem Sommerabend von einer Schauke aus nach Murrayfischen. Es war ein schrecklich heißer Tag gewesen, und die Wolken hingen wie feste Erdwälle tief herunter. Die Luft war schwer und drückend, so daß ich froh war, vom Sattel in die Schauke gekommen zu sein. Die Wasser des Flusses lagen wie ein See um mich. Alles schien still und ruhig. Der Fluß war niedrig, das Wasser stand viele Fuß unter dem Uferand, und auf den angrenzenden Ebenen weideten tausende von Schafen. Möglicherweise rief mir ein Schwarzer, der auch in der Viehzüchtereibeschäftigt war, zu, ich solle ans Ufer kommen. Ich achtete nicht darauf; aber nach einer Weile warf er die Kleider ab, schwamm zu mir und bat mich, ans Ufer zu kommen. „Allmählich kommt der große Bursche Sturm und ertränkt alle Schafe“, sagte er. Ich glaubte ihm nicht, aber nach der Landung sah ich, daß alle Reger ihre Lager weit weg vom Fluß auf höheren Boden brachten. Und nach einer Stunde war das Unwetter da, mit Hagel, Regen, Donner und Blitz. Das Wasser kam in einer wahren Sintflut herab. Die Viehzüchter galoppierten

an beiden Seiten des Ufers entlang, spornten ihre gedrungene Pferde an und handhabten mit verzweifelter Eile ihre langen schweren Peitschen; die Pferde und die Rinder wurden in wahn-sinniger Eile zusammengetrieben, und überall trieben die Schäfer mit ihren Hunden die Schafe ins Innere. Aufseher stürzten von rechts nach links, fluchten und gaben gellend Befehle. Aber schneller als die Schäfer und Viehzüchter war der Sturm; der Fluß kam wie wild dahergebraust, und endlos strömte ihm das Wasser von den Hügeln und aus den Gießbachbetten zu. Nach einer Stunde stand das Wasser bis an die Ufer, nach einer zweiten war es übergetreten und verbreitete sich weit über die Ebenen. Es riß die Schafe wie Strohbindel fort und wirbelte sie umher. Es hob Pferde und Rinder hoch, warf sie wie Seuballen umher und ertränkte oder erstickte sie trotz ihrer Kraft und ihres Widerstandes. Das Stürzen und Wirbeln der Wasser war so groß, daß der kühnste Viehzüchter vor dem zerstörenden Element flüchtete. So fiel die Nacht herab. Am Morgen hatte man einen noch traurigeren Anblick als die ertränkten Rinder und kämpfenden Pferde. In dem niedrigen Lande dicht bei dem Gehöft waren hunderte von Schafen bis zum Bauch in dem schwarzen verräterischen Boden versunken, der auch für die Menschen nun ein gefährlicher Boden geworden war. Es war ein grausamer Anblick, die in dem Sumpf festgehaltenen Schafe zu beobachten, die nur jämmerlich blöken konnten, da die Beine in der saugenden Erde festgehalten wurden. Als der Tag vorrückte, kamen die Krähen zu tausenden. Sie kreisten eine Weile um die blötenden, hilflosen Schafe, ließen sich dann auf ihren Köpfen nieder, pickten den hilflosen Tieren die Augen aus und ließen sie blöken, blind und gefesselt zurück, und wir konnten, obgleich wir das alles beobachteten, den elenden Geschöpfen nicht einmal einen schnellen Tod geben. Wohl jeder Australier, der an den großen Flüssen gelebt hat, ist oft Zeuge solcher Überschwemmungen gewesen, aber niemand vergißt je diesen Anblick. Der von den Flüssen Clarence, Macleay und Richmond durchströmte Teil von Neu-Südwaales leidet am meisten unter Überschwemmungen. Dort wissen die „cockiers“, so heißen die kleineren Farmer, sehr gut, was das Wasser ihnen tun kann; denn oft kommt es mit fast blitzartiger Geschwindigkeit heruntergestürzt. Die Flüsse treten breit über ihre Ufer und führen alles mit sich fort, Ernten, Gehöfte, Rinder, Schafe, Bäume, Wagen und nicht selten menschliche Wesen. Aber die „cockiers“ sind auch kühn, unerschrocken, tüchtig und waghalsig. Auf dem australischen Kontinent ist ihnen niemand überlegen, und selbst Frauen und Mädchen sind wunderbar entschlossen und leisten in Zeiten der Überschwemmung Heldentaten im Sattel, helfen einander, das Leben zu retten und das Vieh zu schützen. Queensland ist das Land der plötzlichen und ungestümen Überschwemmungen. Dort steigen und fallen die Flüsse Negroar, Comet und Mac Kenzie zauberhaft; der Comet mit seinen 50 Fuß hohen Ufern ist schon von einem Flützchen zu einem verheerenden Strom angewachsen, der im Verlauf einer einzigen Nacht über die Ufer trat. Dann muß auch der Beherzteste aufs Pferd springen, denn wenn ein Mann erst einmal im Strudel seiner gelben Fluten ist, muß er schwer um sein Leben kämpfen. Dann müssen die Viehzüchter reiten, wie nur die Leute im Busch von Queensland reiten können; wer zögert, wird am nächsten Morgen nur wenige Hufe sein Eigen nennen. Zu solchen Zeiten zeigen sich die Leute von ihrer besten Seite. Ungestüm stürzen sie sich in Gefahr und vollbringen wunderbare Heldentaten, vor denen ältere Viehzüchter zurückschrecken. Die australischen Überschwemmungen, die schnell wie das Augenblinzeln zu kommen scheinen, fallen auch fast ebenso schnell, wenn sie ihren Höhepunkt erreicht haben; aber sie hinterlassen unberechenbaren Schaden.

(Nachdruck verboten.)

Rätsellecke.

Bilderrätsel.



Abteilrätsel.

●●●●●|●●●●●|●●●●●|●●●●●|●●●●●
 Statt der Punkte sind die Buchstaben AA, BBB, D, EEEEE, I, L, MM, N, O, RRR zu setzen und zwar derart, daß sich bei der oben ange deuteten Einteilung 5 Wörter von folgender Bedeutung ergeben: 1. Teil des Schiffes; 2. Ernährerin; 3. Stadt in der Schweiz; 4. altbiblischer Name; 5. Nahrungsmittel. Wird jeder Teilungsstrich um einen Buchstaben nach links geschoben, also nach der unten ange deuteten Einteilung, so entstehen 5 andere Hauptwörter, die folgendes bedeuten: 1. chemischer Stoff; 2. Schutzvorrichtung; 3. jagdbares Tier; 4. Teil des Rades; 5. Musikinstrument.

Buchstabenrätsel.

O Wanderlust! Der Sonnenschein
 Lockt uns hinaus ins Weite.
 Hinaus, umwoigt von Rosen duft
 Und nieder zum Geleite.

Wer führt sein freies Regiment
 In Berg- und Talegründen?
 Willst Du den Herrscher nennen mir,
 Mußt Du vier Teile finden.

Der erste ist bei jedem hier,
 In uns die beiden andern.
 Der letzte ist in Dir und mir!
 Glückauf! zum frohen Wandern!

Scherzrätsel.

Mit t ist's oftmals allzusehnell,
 Mit o trägt es ein braunes Fell.

Skataufgabe.

(a b c d die vier Farben; A Aß; K König; D Dame, Ober;
 B Bube, Wenzel, Unter; V M H die drei Spieler).
 H, der Spieler in Hinterhand behält auf folgende Karte Wende-
 spiel:

b, c, dB, a10, 9, 8; b10, D; eA, D.



Er wendet a-B, läßt es bei Farbe, findet noch dA und drückt b10, D, sodaß er ein siebentrümpfiges Spiel mit vier Matadoren und in der Nebenhand zwei Aße hat. Das Spiel wird verloren, da die Gegner auf 61 kommen. M reizte gar nicht erst, und V mochte auch kein Spiel machen, da er nur ein sehr wackliges sechsstrümpfiges Solo ohne Fünf hätte machen können. Wie saßen die Karten? Wie ging das Spiel?

Auflösung des Bilderrätsels.

Bahnningenieur.

Auflösung des Silberrätsels.

Aller, Birne, Leier, Orden, Ohren, Nobel, Zukunft, Klara, Morgen.
 Lerne leiden, ohne zu klagen.

Auflösung der Charade.

Preisringkampf.

Auflösung der Schachaufgabe.

(Dreizüger von Kofel: W. Kh1, Dh6, Lb3, Sc4, e2, Bg2;
 Schw. Kf5, Lf2, Sb5, Sd8, Bb4, e5, e5, h7.)
 1. Lb3-d1, b3 2. Sc3. — 1. . ., Sa3 2. Sg3†. — 1. . ., e4
 2. Sd4†. — 1. . ., Ke4 2. Le2†. — 1. . ., Kg4 2. Sg3†. —
 1. . ., beliebig 2. Se3†. —

Richtige Lösungen gingen ein von: Martha Barnab, C. Frobert, Otto Müller, Bertha Schneider, A. Kowalski, Willy Krüger, Bromberg, Georg Neumann, Rinaschewo, A. S. Labischin, Off., August Wende, B. G., Marie und Amalie Schendel, A. Hoffmann, Bromberg.